



Als sei Balzac zu Gast im Garten: Eines der bei seinem Haus an der Küste von Nova Scotia entstandenen Fotos Robert Franks

Abb. a.d. bespr. Band

Der Blick geht über die See

Konzentration auf die eigene Biographie: Der letzte von Robert Frank entworfene Fotoband.

Nach allem, was man hört, hat sich Robert Frank nicht über die Maßen Mühe gegeben, mit einem offenen und fröhlichen Naturell hausieren zu gehen. Er soll abwesend gewesen sein, störrisch oder, wenn man es ins Positive wenden wollte: verschroben. Schon wer seine düsteren Reportagefotografien aus den fünfziger Jahren kennt, darunter seine Bestandsaufnahme des Lebens in den Vereinigten Staaten, die er in dem wegweisenden Band „The Americans“ bündelte, oder seine Beobachtungen in den Straßen von Peru und Paris, London und Wales, kommt nicht umhin, in ihm einen Misanthropen zu vermuten. Vollends erschreckend ist sein autobiographisch gefärbter Fotoband „The Lines of My Hand“, in dem er sich durch seine Verzweiflung angesichts tragischer Familien-

ereignisse arbeitet; mit Fotografien, für die er wie mit Blut Abschiedsgrüße ans Fenster seines Hauses geschmiert hat oder eine Aufnahme an eine Wäscheleine hängt, auf der einigermaßen trotlos nur das eine Wort steht: „Words“ – als könne es mehr sagen als tausend Bilder.

Beurteilt man Robert Frank hingegen nach den Filmchen, die Freunde von ihm drehten, ergäbe sich ein anderes Bild. Da sieht man ihn etwa in Zürich in der Straßenbahn schelmisch in die Aktentasche eines anderen Fahrgasts linsen, oder er tanzt selbstvergessen vor dem Haus seines Göttinger Verlegers. Vor gut einem halben Jahr ist Robert Frank im Alter von fünfundsiebenzig Jahren gestorben – und zumindest mit dem Titel seines letzten, zu Lebzeiten entworfenen Fotobands vermittelt Frank den Eindruck, er habe der Welt am Ende etwas Positives abgewinnen können: „Good days Quiet.“

Noch einmal hat er sich hier, in diesem eher Heft denn Bildband zu nennenden Album, auf die eigene Biographie konzentriert, hat Erinnerungen, Begegnungen, Erlebnisse zusammengetragen, wie im Rückblick auf ein Leben, als wollte er sich der schönen, meist stillen Momente vergewissern. „Memories of Robert“ heißt das Buch im Untertitel. Texte finden sich kei-

ne darin, nur auf einigen Fotografien sind ein paar Vokabeln mal ins Negativ gekratzt, mal auf die Abzüge gekritzelt. Da steht dann etwa, auf Deutsch, „Altes Haus, hörst Du die Musik“.

Die meisten Bilder sind rund um seinen Zweitwohnsitz an der Küste von Nova Scotia entstanden, einem jahrhundertalten Fischerhaus auf einer Klippe hoch über dem Meer, das er gemeinsam mit seiner Frau, der Bildhauerin June Leaf, hergerichtet und den Sommer über bewohnt hat. Die Aussicht ist spektakulär, auch wenn Robert Frank es vermeidet, ihr in seinen kontraststarken Schwarzweißaufnahmen bei Nebel oder im Winter etwas Erlösendes oder Beruhigendes abzugewinnen. Aber es fehlt das Harsche, Brutale früherer Bilder. Eher schwebt ein Moment von Nachdenklichkeit über der See.

Im Haus dann fast ein Idyll, wenn vor dem Bollofen ein Besucher Geige spielt, während ihm eine Katze um die



Robert Frank: „Good days Quiet“, Steidl Verlag, Göttingen 2019. 64 S., 39 Abb., br., 35,- €.

Füße streicht. Auf einem Diptychon aus zwei Bretchen steht „Good Days“. Und selbst der nackten Glühbirne vor dem Fenster gewinnt Frank etwas Versöhnliches ab, wenn sie vor dem Nachthimmel hinter dem Fenster einem freundlich grüßenden Vollmond gleicht.

Dazwischen finden sind einige Porträts von Künstlerfreunden, Alan Ginsberg etwa, durch den er Eingang in die Gruppe der Beats rund um Jack Kerouac gefunden hat, aber auch das eines Nachbarn, der vorbeikommt, um Fisch zu bringen. Zweimal seine Frau, einmal sein Sohn Pablo, der sich früh das Leben nahm.

Etwas Rührendes steckt in diesem Buch, denn mit keiner einzigen Aufnahme erinnert es daran, dass Robert Frank der womöglich wichtigste Fotograf des zwanzigsten Jahrhunderts gewesen ist. Und doch spürt man bei jedem Bild eine emotionale Ladung, eine persönliche Bedeutung, die sich durch eine meist geheimnisvolle Stimmung auf den Betrachter überträgt. Und dann noch einmal eine Vokabel, dieses Mal auf Englisch: „Memorial“. Das Wort ist über eine Wiese geschrieben, in der Reste von Schnee und ein umgestürzter Telefonmast vom Ende der Kommunikation bei Tauwetter künden: ein sinnfälliges Denkmal für einen persönlichen Abschied. So möchte man glauben.

FREDDY LANGER

Der Kapitalismus war der eigentliche Feind

Brendan Simms sieht Adolf Hitler bis zuletzt vom Westen besessen und überzieht diese These maßlos

Der britische Historiker Brendan Simms stellt in seinem Buch eine markante These auf: Hitlers Hauptaugenmerk habe während seiner gesamten Laufbahn vorwiegend, wenn nicht ausschließlich, dem Kampf gegen Großbritannien und die Vereinigten Staaten gegolten, gegen den „globalen Kapitalismus Anglo-Amerikas, und nicht dem Kampf gegen den Bolschewismus oder die Sowjetunion. Judenpolitik und Holocaust seien dagegen nur von nachgeordneter Bedeutung in Hitlers Kampf gegen den kapitalistischen Westen gewesen. Angesichts dieser Befunde müsse „die Geschichte des ‚Dritten Reiches‘ insgesamt grundsätzlich neu überdacht werden“.

Nun ist es nicht so, als sei die strategische Ausrichtung Hitlers gegen die Westmächte bisher unbeachtet geblieben. In den großen Hitler-Biographien, von der verzweigten Spezialliteratur nicht zu sprechen, spielt Hitlers widersprüchliche Ausrichtung auf die angelsächsischen Mächte durchweg eine wichtige Rolle. Wollte Simms nachweisen, dass die „Anglo-Amerikaner“ in Hitlers Denken eine stärkere Rolle spielten als bisher gedacht, hätte er dazu einen Aufsatz schreiben können, in dem er die entsprechenden Passagen in den Schriften und Reden des „Führers“ untersucht und etwa mit den Äußerungen über den Bolschewismus, die Juden, die Sozialdemokratie oder auch Frankreich vergleicht.

Tatsächlich aber breitet Simms seine These von der antibritischen und anti-amerikanischen Obsession Hitlers über tausend Seiten und in unzähligen Wiederholungen und Varianten aus. Er hat für sein Buch in den verfügbaren Reden, Interviews, Büchern und Anweisungen Hitlers allein jene Stellen herausgesucht, in denen dieser Großbritannien und die Vereinigten Staaten erwähnte. So erweckt Simms den Eindruck, als habe der „Führer“ tagein, tagaus über nahezu nichts anderes gedacht, geredet und geschrieben als über „Angloamerika“. Eine Gegenprobe gibt es nicht. Die Aussagen über Frankreich, über den Bolschewismus oder den Marxismus, womit in der Regel die Sozialdemokraten gemeint waren, werden nicht analysiert. Auch der historische Kontext spielt für den Autor keine große Rolle, ihn habe nur Hitler interessiert, und sein Buch sei „daher kontextleicht“ und „hitlerzentriert“.

Eine klassische Biographie hat er tatsächlich nicht geschrieben, eher einen Traktat über Hitlers Westbesessenheit und womöglich auch jene des Autors. Bereits als Soldat im Ersten Weltkrieg, so Simms, sei Hitler von der zähen Stärke der ihm gegenüberliegenden britischen Truppen beeindruckt gewesen. Seit dem Ende des Kriegs habe sich Hitlers Wut dann auf den internationalen Kapitalismus und die Westmächte gerichtet. Nicht die Sowjetunion und der Bolschewismus seien der Ausgangspunkt für Hitlers Antisemitismus gewesen, sondern „Anglo-Amerika“ und das damit weitgehend identische „internationale jüdische Börsenkapital“. Die Auseinandersetzung mit den „Novemberverrückern“, mit der Sozialdemokratie und dem Bolschewismus spart Simms hier aus, ebenso Frankreich, das in dem ganzen Buch nahezu nicht erwähnt wird. In „Mein Kampf“ spricht Hitler an 36 Stellen von den Vereinigten Staaten, aber an 62 von Frankreich.

Auch Hitlers Idee vom „Lebensraum im Osten“ sei durch die Vereinigten Staaten angestiftet worden. Denn die beengte Situation in Deutschland habe im neunzehnten Jahrhundert zur millionenfachen Auswanderung nach Amerika geführt. Deswegen benötigten die Deutschen mehr Lebensraum, und den hole man sich praktischerweise im Osten, weil dort die Räume weit seien. Mit den Slawen und dem Bolschewismus habe das gar nichts zu tun. „Das Ganze war, salopp gesagt, nicht persönlich gemeint.“ Wie Hitler sei auch die NSDAP von einem „leidenschaftlichen Antikapitalismus“ getrieben gewesen. Schon dass sie sich für Vermögenssteuer und höhere Sozialausgaben einsetzte, zeige sie als „linke Partei“. Die deutschen Unternehmer hingegen hätten Hitler nicht unterstützt, vielmehr seien sie ab 1933 zur Zusammenarbeit gezwungen worden, „und wer aufmuckte, dem wurde mit Verhaftung, Enteignung oder Bedeutungslosigkeit gedroht“. Belege für diese These bietet Simms nicht. Die Unterdrückung der Arbeiterbewegung hingegen wird kaum am Rande erwähnt. Über die nach 1933 entstehenden Konzentrationslager in Deutschland findet sich in dem Buch nur ein Satz.

Der Kampf gegen die Juden aber, so Simms, sei für Hitler bis zum Ende gar kein eigenständiges Ziel gewesen, sondern eine Variante des Antikapitalismus – und seine „scharfe antisemitische Rhetorik auch taktischer Art“: Er habe sich aus „praktischen Gründen“ auf die Juden als ein einziges, einfaches Ziel konzentriert, weil es für die Deutschen sonst zu kompliziert würde. Der Bolschewismus hingegen sei für Hitler nicht mehr als ein „Werkzeug des internationalen Kapitalismus“ gewesen, dessen Zentrum zusammen mit dem des „Weltjudentums“ in den Vereinigten Staaten gelegen habe. Nach Simms waren die Juden für die Nazis daher kein originäres Ziel der Attacken, sondern standen für die Macht des internationalen Finanzkapitals – „ob jüdisch oder nichtjüdisch“.

Nun wissen wir seit langem, dass die völkischen Radikalen (und nicht nur Hitler und die NSDAP) Finanzkapitalismus und Bolschewismus als zwei Formen des Internationalismus ansahen, die beide von den Juden als internationaler Macht gelenkt würden. Zeit seines Lebens polemisierte Hitler gegen beides: „Plutokratie“ und „Bolschewismus“. Simms sieht nur das eine. Seine Argumentation entspricht hier in umgekehrter Weise derjenigen der sowjetisch inspirierten Geschichtsinterpretation nach 1945. Die ging davon aus, dass der Nationalsozialismus sich von Beginn an ausschließlich gegen Arbeiterbewegung und Sowjetmacht gerichtet habe. Die Attacken gegen England und die Vereinigten Staaten wurden hier als „Camouflage“ ignoriert, weil „Faschismus“ und westliche Demokratien lediglich „zwei Formen bürgerlicher Herrschaft“ gewesen seien. In der stalinistischen Interpretation des fünfziger Jahre, auch bei DDR-Historikern, wurde auf diese Weise der Mord an europäischen Juden als Versuch der herrschenden Klassen angesehen, die deutsche Arbeiterklasse zu terrorisieren.

Spiegelverkehrt sieht Simms die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden in erster Linie als Teil von Hitlers Kampf gegen Briten und Amerikaner. Den Vernichtungskrieg gegen die Juden habe Hitler als „Präventivmaßnahme zur Selbstverteidigung“ gegen die Westmächte verstanden. Seine Entscheidung, die sowjetischen Juden erschließen zu lassen, habe „auf seiner Furcht vor Großbritannien und den Vereinigten Staaten“ beruht. Wenige Seiten später heißt es: „Hauptgrund und Hauptkontext von Hitlers Vernichtungskrieg gegen die europäischen Juden war sein Verhältnis zu den Vereinigten Staaten.“ Und am Ende schließlich: Der Holo-



Brendan Simms: „Hitler“. Eine globale Biographie. Aus dem Englischen von Klaus-Dieter Schmidt. Deutsche Verlags-Anstalt, München 2020. 1056 S., geb., 44,- €.

caust war „ein Präventivschlag gegen Roosevelts Amerika.“

Solche Aussagen sind in ihrer Einseitigkeit schwer erträglich. Der Mord an Millionen von überwiegend armen sowjetischen Juden war in erster Linie der Versuch, die „rassische“ Basis des sowjetischen Bolschewismus zu zerstören, und es bedarf schon einer gewissen Ignoranz, das Motiv für die Massenmorde in einem „Signal an den Westen“ zu sehen. Tatsächlich weiß Simms, der zuvor nie über Nationalsozialismus und Antisemitismus geforscht hat, über die politischen und ideologischen Hintergründe des radikalen Antisemitismus nicht viel, zu sehr ist er von seiner Entdeckung gefangen, dies alles sei allein gegen den kapitalistischen Westen gerichtet gewesen.

So muss auch der Zweite Weltkrieg nach Simms fortan gänzlich anders verstanden werden. Dass spätestens seit Ende 1941 die Ostfront zum zentralen Kampfplatz wurde, das gesteht er nicht zu. Selbst als der Krieg in Stalingrad seinen Höhepunkt erreichte, sei für Hitler „die Auseinandersetzung mit Anglo-Amerika der Hauptkampf“ gewesen. Diese Behauptung, der Ostkrieg sei nachrangig, der Krieg gegen den Westen der „eigentliche Krieg“ gewesen, widerspricht zwar unserem militärgeschichtlichen Wissen, aber offenbar will Simms auf diese Weise die Geschichte des Zweiten Weltkriegs in seine bereits in anderen Büchern entwickelte These integrieren, wonach die europäische Geschichte seit dem fünfzehnten Jahrhundert auf den Konflikt zwischen Briten und Deutschen zugespielt werden könne.

In dieser Perspektive werden auch andere Passagen in ihrer kaum verhüllten Gegenwartbezogenheit verständlicher. So betont Simms, Hitler habe den Krieg als Auseinandersetzung zwischen dem „plutokratisch-kapitalistischen England“ und dem deutschen „Sozialstaat“ verstanden. Die „Anglo-Amerikaner“ fürchteten, dass „ihre eigenen Völker von diesem Modell angesteckt“ werden könnten. Auch der Gedanke der europäischen Integration habe bei den Nationalsozialisten bereits eine große Rolle gespielt.

So wirkt dieses kuriose Buch eher wie der Versuch, den heutigen Briten und Amerikanern zu erklären, dass die Nationalsozialisten eigentlich Linke waren, die gegen den anglo-amerikanischen Kapitalismus zu Felde zogen, dass sie die europäische Integration und den Sozialstaat gegen Briten und Amerikaner durchsetzen wollten und die europäischen Juden ermordeten, um dem Westen zu schaden. In Großbritannien ist Simms' Buch als Versuch der Rechtfertigung des Brexit und der Distanzierung „Anglo-Amerikas“ von den Europäern verstanden und heftig kritisiert worden. Das mag so sein. Am Ende wird man aber wohl konstatieren müssen, dass Simms die durchaus diskutablen These der starken Ausrichtung Hitlers auf den Westen derart überzeichnet hat, dass diese nicht nur ihre argumentative Kraft verliert, sondern auch der Autor seine wissenschaftliche Glaubwürdigkeit. ULRICH HERBERT

Es ist das rechte Wort, das mir verwischt

Als wär's das Buch zur Gegenwart: Doch Delphine de Vigan, „Dankbarkeiten“ erzählt von einer anderen Krise

Das ist ein Buch der Stunde: In „Dankbarkeiten“ stellt die französische Autorin Delphine de Vigan altersbedingten Sprachverlust, Seniorenpflege und Tod dar. Da es sich nach der des Hitzesommers von 2003 bei der aktuellen Krise abermals zentral um eine der Altenversorgung handelt (ein Drittel der französischen Covid-19-Toten wird aus den sogenannten Ehpads gemeldet) und es an Solidaritätsappellen aus Politik und Gesellschaft nicht mangelt, könnte der Erscheinungstermin besser kaum gewählt sein, auch wenn das Original voriges Jahr erschienen ist.

„Dankbarkeiten“ erzählt die Geschichte von Michèle Seld, genannt Michka, der die Wörter und die Welt abhandeln können, ein unaufhaltsamer Prozess, den Vigan in seinen wichtigsten Etappen geschickt darstellt. Neben der von Michka kommen im Roman zwei weitere Perspektiven zum Einsatz: Die wichtigere ist die von Marie, einer Mittdreißigerin, die sich um die zunehmend Pflegebedürftige kümmert, ihr beim Umzug hilft und sie regelmäßig besucht, bis sie schwangerschaftsbedingt ausfällt. Hinzu kommt Jérôme, ein Logotherapeut, der dabei helfen soll, den Sprachverlust zu verlangsamen. Jérôme und Marie sind natürlich füreinander gemacht, begegnen sich aber erst am Ende. Vorerst eint sie

die Sorge um die „alte Dame mit dem Habitus eines jungen Mädchens. Oder ein junges Mädchen, das versehentlich, durch ein böses Schicksal, alt geworden ist“. Als ehemalige Korrektorin einer Zeitung ist die Aphasie eine besondere Qual für sie.

Delphine de Vigan ist die Therapeutin der französischen Gegenwartsliteratur: Nach „Tage ohne Hunger“ (Magersucht) und „Loyalitäten“ (kindliche Alkoholsucht, elterliche Depression) geht sie nun den körperlich-geistigen Verfall im Alter an; sie versucht sich an Darstellung, Befriedung, Akzeptanz. Die kann auch durch das Zugeben von Unauflösbarkeit gewonnen werden: „Das stimmt nicht. Ich kann mir gar nichts vorstellen. Denn es ist unvorstellbar. Ich lege meinen Arm auf ihren. Ich suche nach Worten, möchte ihr etwas Tröstendes sagen – ‚Die Damen sind nett‘, oder ‚Ich bin sicher, du findest hier Freundinnen‘, oder



Delphine de Vigan: „Dankbarkeiten“. Roman. Aus dem Französischen von Doris Heinemann. DuMont Literaturverlag, Köln 2020. 166 S., geb., 20,- €.

„Es gibt hier ziemlich viele Freizeitangebote“, doch jeder dieser Sätze wäre eine Beleidigung für die Frau, die sie gewesen ist.“

Tatsächlich ist an der Aphasie wenig zu beschönigen. Die besten Passagen des Romans sind zum einen Schilderungen von Alpträumen, die Michka heimsuchen und in denen sie, wieder zum unmündigen Kind geworden, von einer – rein imaginären – profitorientierten Heimleiterin malträtiert wird. Zum anderen sind es Dialogpassagen, in denen die Wörter verrutschen und entgleiten. Mit Michkas Worten: „Nein, die Synonymen“. „Die Synonyme? Ja, genau. Aber die Syn... die Dings... sind mir wurscht. Weißt du, es ist das rechte Wort, das mir verwischt. Und außerdem hat das alles keinen Sinn, ich weiß genau, was es enden wird. Am Ende wird da gar nichts mehr sein, keine Wörter mehr, verstehst du? Oder nur noch irgendwelcher Quatsch als Lückenfüller. Stell dir mal vor, ein ganz einzeln vor sich hin bra... babelndes altes Weib...“

Von den präzisen Dialogen abgesehen: Was emotional stimmig scheint, ist sprachlich eher handelsübliche Gebrauchssprosa. Erzählerisch arbeitet Vigan mit Spiegelungen, welche die titelgebenden „Dankbarkeiten“ betreffen. Maries Freundschaft und Fürsorge sind

das Entgelt für frühere Hilfe: Weil Maries psychisch kranke Mutter ausfiel, hatte sich Nachbarin Michka der Kleinen angenommen. Diese Fürsorge wiederum spiegelt eine dritte, die noch weiter in der Vergangenheit liegt, nämlich in Michkas Kindheit: Der Judenverfolgung entkam sie nur dank der Aufnahme durch ein junges Paar, das sie im ländlichen La Ferté-sous-Jouarre (östlich von Paris) versteckt hatte. Nun, am Lebensende, sucht Michka abermals nach ihren Rettern – unnötig zu sagen, dass der Schoa-Zusatz den Roman thematisch ordentlich aufpeppt.

Die dreigliedrige Kette der Dankbarkeiten, des generationenübergreifenden Gebens und Nehmens, strukturiert den Roman. Vigans Strategie ist nicht, den Niedergang im Alter kleinzureden, das zeigt die Schilderung des Sprachverlusts; sie setzt auf Hilfe durch Wahlverwandte und selbstloses Personal. Am Ende belohnt sie Marie und Jérôme dadurch, dass sich aus der geteilten Sorge eine mögliche Liebe entwickelt; nach einem kräftigen Druck auf die Tränenrüse bekommt das Herz seine Balsamosis. Ein Roman, der repariert, kompensiert, versichert – sprachlich blass, in Dialog und Erzählung hingegen ordentlich, kann man „Dankbarkeiten“ als Andeutung von und Hinleitung zu Literatur verstehen. NIKLAS BENDER